

Peter Eisenberg

SYNTAKTISCHE REGEL UND  
VARIETÄTENGRAMMATIK

Ist sprachliche Variation ‚generativ‘  
zu beschreiben?

1. In den vergangenen Jahren sind immer weiter gehende Vorschläge für eine Modifizierung oder Aufgabe der sog. starken Homogenitätsannahme von Chomsky gemacht worden. Die in diesem Zusammenhang erhobenen Forderungen zielten auf eine Verbesserung des Zugangs zum Arbeitsbereich Variation in der Sprache, ohne den man nach Auffassung vieler Linguisten ernsthafte Zweifel an der Linguistik als einer empirischen Wissenschaft haben muß. Gleichzeitig wurde es notwendig, die Kompetenz des idealen Sprechers als explicandum der Theorie neu zu fassen oder ganz aufzugeben<sup>1</sup>. Bezüglich der Form der Grammatik, die man nach so schwerwiegenden Veränderungen als Grammatik für natürliche Sprachen verwenden sollte, sind dagegen bisher kaum Vorschläge gemacht worden, die vom Format der generativen Grammatik abrücken. Im folgenden wird dafür plädiert, auch dieses Format fallen zu lassen.

Der Diskussion wird die zweifellos fortgeschrittenste und am weitesten ausgearbeitete Grammatikform zur Beschreibung sprachlicher Variation zugrunde gelegt, die in Klein 1974 vorgestellte Varietätengrammatik. Wir übernehmen sowohl die Terminologie als auch einige Beispiele von Klein. Nach einer Skizze des Grundgedankens der Varietätengrammatik und der auftretenden Schwierigkeiten wird die Frage angegangen, warum eine solche Grammatik als generative Grammatik formuliert werden könnte.

2. Wichtigstes Kennzeichen für eine Varietätengrammatik ist, daß Regeln bzw. Ableitungen probabilistisch bewertet werden. Im einfachsten Fall (Grammatik Typ Suppes) handelt es sich um eine kontextfreie Phrasenstrukturgrammatik, bei der jeder Regel ein Wahrscheinlichkeits-

---

1) Zusammenfassende Darstellungen geben Klein 1974 und Quasthoff 1975.

index zugeordnet wird. Dieser Index ist eine reelle Zahl  $< 1$  und gibt an, wie wahrscheinlich es ist, daß eine bestimmte Regel im Vergleich zu weiteren, ebenfalls anwendbaren Regeln angewendet wird. Betrachten wir ein Beispiel:

- (1)  $r_1$  S  $\rightarrow$  NP VP  
 $r_2$  VP  $\rightarrow$  V NP  
 $r_3$  NP  $\rightarrow$  Det N  
 $r_4$  NP  $\rightarrow$  N

In der vorliegenden Grammatik kann als erste Regel nur  $r_1$  angewendet werden. Sie hat daher die Wahrscheinlichkeit 1. Danach kann NP entweder mit  $r_3$  oder mit  $r_4$ , aber mit keiner anderen Regel expandiert werden. Solche Regeln faßt man zu sog. Regelblöcken zusammen. Die Summe der Wahrscheinlichkeiten eines Regelblocks ist immer 1. Kommen in der zu beschreibenden Varietät Sätze wie *Seine Tochter schläft* doppelt so häufig vor wie *Rosemarie schläft*, dann wird man  $r_3$  die Wahrscheinlichkeit  $2/3$  und  $r_4$  die Wahrscheinlichkeit  $1/3$  zuweisen. Sprachvarietäten sind dann allgemein durch die unterschiedliche Bewertung von Regeln aus einem Regelblock unterschieden. Enthält ein Block nur eine Regel, so hat diese immer die Wahrscheinlichkeit 1. In unserer Grammatik gilt das für  $r_1$  und  $r_2$ . Grammatiken vom Typ Suppes versagen, wenn zwei Varietäten sich hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit von Ausdrücken unterscheiden, die durch dieselben Regeln erzeugt werden, wobei diese Regeln aber auf unterschiedliche Weise angewendet werden. So kann man mit der Grammatik (1) folgende Ketten jeweils mit den Regeln  $r_1$ ,  $r_2$ ,  $r_3$  und  $r_4$  erzeugen.

- (2) a) Det N V N  
 b) N V Det N

Weist nun die Varietät  $V_1$  mehr komplexe (also nach  $r_3$  expandierte) NPs vor dem Verb auf als nach dem Verb, so kann man das mit einer einfachen Regelbewertung nicht ausdrücken. Es genügt nicht, eine Regel für sich zu betrachten. Man hat vielmehr zu berücksichtigen, auf welche andere Regel sie folgt und kann dann etwa formulieren: Bei der Anwendung nach  $r_1$  ist  $r_3$  doppelt so wahrscheinlich wie  $r_4$ , bei der Anwendung nach  $r_2$  ist dagegen  $r_4$  doppelt so wahrscheinlich wie  $r_3$ . Auf diese Weise kann ausgedrückt werden, daß eine Varietät  $V_1$  mehr komplexe NPs in ‚Subjektposition‘ und  $V_2$  mehr in ‚Objektposition‘ enthält.

Der eben skizzierte Ausweg aus den Schwierigkeiten der Varietätengrammatiken Typ Suppes wird in denen vom Typ Salomaa beschrrieben.

Probabilistisch bewertet werden hier nicht einzelne Regeln, sondern Übergänge zwischen Regeln. Kann eine Regel  $r_i$  nach  $n$  verschiedenen Regeln  $r_1 \dots r_n$  angewendet werden, so sind  $n$  Wahrscheinlichkeiten anzugeben, die den Übergang von  $r_1 \dots r_n$  auf  $r_i$  bewerten.

Genaugenommen sollte man bei solchen Grammatiken nicht davon sprechen, daß der Übergang zwischen Regeln, sondern daß Ableitungen bewertet werden. Betrachten wir eine Regel wie

$$(3) \quad r_1' \quad S \rightarrow NP \ V \ NP$$

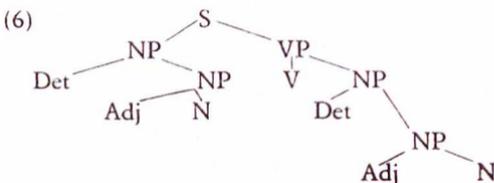
so wird sofort klar, daß es nicht ausreicht, wenn man z. B. feststellt, daß  $r_3$  und  $r_4$  nach  $r_1'$  mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit angewendet werden. Zählt man etwa alle Regeln hintereinander auf, die zu den Ketten in (2) führen (und dieses Hintereinanderaufzählen entspricht ja der Idee der Salomaa-Grammatiken), so erhält man etwa  $r_1', r_3, r_4$  oder  $r_1', r_4, r_3$ , wobei beide Ketten in (2) mit jeder dieser Regelfolge erzeugbar sind. Notiert man dagegen die Ableitungen

$$(4) \quad \begin{array}{l} \text{a) } S \\ \quad NP \ V \ NP \\ \quad \text{Det } N \ V \ NP \\ \quad \text{Det } N \ V \ N \\ \text{b) } S \\ \quad NP \ V \ NP \\ \quad NP \ V \ N \\ \quad \text{Det } N \ V \ N \end{array}$$

für (2 a) bzw. (2 b), so kann der Unterschied erfaßt werden. Die Schwäche der Salomaa-Grammatiken besteht erwartungsgemäß ganz analog zu der der Suppes-Grammatiken und tritt immer dann zutage, wenn mehr als nur die unmittelbar vorangehende Regel berücksichtigt werden soll. Wir betrachten wieder eine einfache Beispielgrammatik.

$$(5) \quad \begin{array}{l} r_1 \quad S \rightarrow NP \ VP \\ r_2 \quad VP \rightarrow N \ NP \\ r_3 \quad NP \rightarrow \text{Det } NP \\ r_4 \quad NP \rightarrow \text{Adj } N \end{array}$$

Mit dieser Grammatik erhält man etwa den Phrasemarker (6),



und man erkennt sofort, daß eine unterschiedliche Häufigkeit von Adjektiv-Attributen in der Subjekt- und Objekt-NP mit einer Grammatik Typ Salomaa nicht erfaßt werden kann, weil vor der Regel  $r_4$  in beiden Fällen die Regel  $r_3$  angewendet wurde.

Als Ausweg hätte man wiederum eine Regelanwendung weiter zurückzugehen und zu berücksichtigen, daß die Regelfolge  $r_3r_4$  einmal nach  $r_1$  und das andere Mal nach  $r_2$  angewendet wird. Man erhält auf diese Weise eine Hierarchie von Varietätengrammatiken, die danach geordnet ist, wieviele Regeln bzw. Ableitungsschritte jeweils bei der probabilistischen Bewertung berücksichtigt werden. Klein (a. a. O., S. 118) nennt all diese ‚ableitungsbewertende Grammatiken‘. Es ist leicht einzusehen, daß man zur Behebung von Schwierigkeiten der genannten Art in einer Grammatik  $n$ -ter Stufe eine  $(n + 1)$ -ter Stufe heranziehen kann; es ist aber auch klar, daß man nie weiß, ob die gleichen Probleme hier nicht wieder auftreten.

3. Die eben dargelegte Schwierigkeit ist zwar prinzipieller Art und theoretisch nicht ohne weiteres auszuräumen, es ist aber durchaus nicht klar, welche Rolle sie in der Praxis spielen würde. Zwar ist zu erwarten, daß Grammatiken vom Typ Salomaa insbesondere bei mehrfach nacheinander angewendeten rekursiven Regeln oder Regelzyklen versagen (vgl. Klein a. a. O., S. 117), andererseits wird man aber in vielen Fällen schon mit Suppes-Grammatiken und grundsätzlich vielleicht mit Grammatiken auskommen, die eine Stufe höher als Salomaa-Grammatiken sind. M. E. gibt es näherliegende Gründe, die gegen den Versuch sprechen, Sprachvarietäten auf der Grundlage von Grammatiken des genannten Typs miteinander zu vergleichen. Betrachten wir noch einmal die Grammatik in (1). Beim Versagen der einfachen Regelbewertung nach Suppes haben wir — wie übrigens auch Klein das tut — von der Nichtunterscheidbarkeit von Subjekt- und Objekt-NP gesprochen. Beim Übergang zu einer Salomaa-Grammatik wird außer einer Kette auch ihre ‚strukturelle Einbettung‘ betrachtet, indem Bezug genommen wird auf das jeweils dominierende Symbol. Es wird Information verwendet, wie sie Chomsky in den „Aspects“ zur Definition der syntaktischen Relationen benutzt: Subjekt =  $[NP, S]$  ‚die von S dominierte NP‘, Objekt =  $[NP, VP]$  usw. Die beiden Nominalphrasen sind so in der Tat voneinander unterscheidbar.

Ersetzen wir nun in unserer Beispielgrammatik  $r_1$  und  $r_2$  durch  $r_1'$  aus (3). Die Grammatik erzeugt dann noch immer dieselben Ketten, und es kann durchaus linguistische Gründe geben, die eine solche Formulierung der Grammatik fordern. Jedenfalls gibt es keinen Grund dafür, Regeln

dieser Art zu verbieten. Die beiden NPs sind dann nicht mehr wie oben unterscheidbar, denn beide sind von S dominiert. Chomskys Weg zur Kennzeichnung der syntaktischen Funktion von Konstituenten reicht offenbar nicht aus.

Zur weiteren Beurteilung von ableitungsbewertenden Phrasenstrukturgrammatiken ist nun eine Aussage darüber notwendig, ob es sich bei den erzeugten Strukturen um Oberflächen- oder Tiefenstrukturen handeln soll. Im ersten Falle verschwinden die Probleme sofort, weil Subjekt- und Objekt-NP einfach zu unterscheiden sind: im Englischen beispielsweise durch die Reihenfolge, im Deutschen durch die Kasus-Markierung. Man hat — und das ist alles, was dieses einfache Beispiel zunächst zeigen soll — in der Oberflächenstruktur u. U. Information zur Verfügung, die in einer ‚abstrakten‘ Tiefenstruktur nicht vorhanden ist. Die formale Unterscheidbarkeit von Konstituenten, die in der Tiefenstruktur Schwierigkeiten macht, ergibt sich in unserem Beispiel an der Oberfläche ohne weiteres. Die Alternative wäre, daß unsere Grammatik Tiefenstrukturen generiert. Es sind dann für das diskutierte Beispiel wieder zwei Fälle zu unterscheiden. Einmal könnte sich die betrachtete Varietät an der Oberfläche funktional genauso verhalten wie in der Tiefe. Es würden also etwa bei den tatsächlich beobachteten Äußerungstypen (Sätzen) einer Varietät einfache NPs häufiger als Objekte und komplexe häufiger als Subjekte auftauchen. In diesem Fall würde bei Verwendung von Regel  $r_1'$  aus (3) eine Konvention über die Reihenfolge feststellen müssen, welche NP Subjekt und welche Objekt ist. Diese Konvention würde im Deutschen die Kasusmarkierung der Oberfläche ersetzen. Die probabilistische Bewertung wäre allein eine Sache der Tiefenstruktur, die Transformationen hätten nichts damit zu tun. Ob man die sprachliche Variation tiefen- oder oberflächenstrukturell kennzeichnet, wäre hier gleichgültig.

Im anderen Fall könnten sich Tiefen- und Oberflächenstruktur hinsichtlich der Verteilung der Typen von NPs aber auch unterscheiden. Im Deutschen würde das z. B. bedeuten, daß tatsächlich die dem Verb vorangehende NP häufiger komplex ist, egal, ob sie Subjekt oder Objekt ist. Man hätte dann Wahrscheinlichkeitsbewertungen von Basis- und Transformationsregeln vorzunehmen. Im Beispiel müßte die an sich optionale Transformation *Object Preposing*, die aus *Mein Hund beißt den Briefträger* macht *Den Briefträger beißt mein Hund*, getrennt für einfache und komplexe NPs formuliert werden und in den einzelnen Versionen gerade so häufig angewendet werden, daß an der Oberfläche die richtige Verteilung entsteht. Das würde einen absurd komplexen Mechanismus erfordern, der nichts weiter einbringen würde, als das einfache oberflächen-

syntaktische Kriterium Reihenfolge ‚nachzubilden‘. Ein solches Vorgehen wäre überhaupt nur zu rechtfertigen, wenn es sehr gute Gründe dafür gäbe, für die Kennzeichnung sprachlicher Variation gerade Transformationsgrammatiken zu verwenden.

Mit der bisherigen Argumentation haben wir versucht zu zeigen, daß die Beschreibung sprachlicher Variation mithilfe von ableitungsbewertenden Phrasenstrukturgrammatiken implizit auf den Gedanken der syntaktischen Relationen zurückgreift, dieser Begriff aber besser für eine — bisher allerdings nicht näher gekennzeichnete — Oberflächengrammatik expliziert werden sollte. Der Rückgriff auf Grammatiken höherer Ordnung ist aber nicht der einzige Ausweg, den man angesichts der Schwierigkeiten mit Grammatiken niederer Ordnung beschreiten kann. Speziell für Grammatiken vom Typ Suppes könnte man nach Klein (a. a. O., S. 104) „... die Regeln so umformulieren, daß nicht zwei verschiedene Ketten mit möglicherweise verschiedenen Werten durch dieselben Regeln erzeugt werden.“ So könnte man erwägen, Regel  $r_2$  aus (1) durch  $VP \rightarrow VNP'$  oder Regel  $r_1'$  aus (3) durch  $S \rightarrow NP VNP'$  zu ersetzen. Wir würden bei einem solchen Vorgehen also neue syntaktische Kategorien einführen, weil wir anders den speziellen Aufgaben der Varietätengrammatik nicht gerecht werden können. Das Anpassen der Grammatik an die spezielle Aufgabe einer Varietätengrammatik kann sich noch an vielen anderen Stellen als notwendig erweisen. Ein Beispiel haben wir mit der Umformulierung der Transformation *Object Preposing* schon kurz erörtert. Daneben verweist Klein auf Änderung der Regelanordnung bei gleichzeitiger Umformulierung der Regeln (117), Einführung ‚identischer Regeln‘ der Form  $A \rightarrow A$  (118) und Einführung der ‚identischen Transformation‘, die einen Phrasenmarker in sich selbst abbildet (149). Fast alle diese Mittel zur Anpassung der Grammatik an ihre Aufgabe führen mit Sicherheit zu einem Verlust an Generalisierung.

4. Eine Bewertung des gerade dargelegten Tatbestandes macht es erforderlich, daß man sich die Gründe vergegenwärtigt, die explizit oder implizit für die Beschreibung sprachlicher Variation mit generativen und nicht mit reinen Oberflächengrammatiken geltend gemacht werden<sup>2</sup>. Sieht man davon ab, daß die Sprache der generativen Grammatik für viele Linguisten aus Gewohnheit und in Ermangelung geeigneter erscheinender Alternativen das natürlichste und nicht weiter reflektierte Mittel ist, ihre

<sup>2</sup>) Es wird vorausgesetzt, daß eine ‚generative‘ Grammatik auch ‚transformationell‘ ist, was bei einer Grammatik, die einen größten Teil einer natürlichen Sprache beschreiben soll, wohl gerechtfertigt ist.

Aussagen über Sprache zu formulieren, so lassen sich zwei Gruppen von Gründen unerscheiden, die wir an ziemlich beliebig ausgewählten Beispielen herausstellen wollen.

Zunächst ist festzustellen, daß mit Unterschieden zwischen Varietäten fast immer Unterschiede gemeint sind, die einen Niederschlag an der Oberfläche haben und damit in einer Oberflächengrammatik erfaßbar sein sollten. So geht Labov in seinem Vergleich des Black English Vernacular (BEV) und des Standard English (SE) (Labov 1972) von Unterschieden wie ‚Vokalisierung‘ des *r*, Löschung des *d* und *t*, Fehlen der Kopula, Verwendung der Wortstellung von Fragesätzen in Aussagesätzen usw. aus, die das BEV gegenüber dem SE aufweist. Labov ermittelt die genauen oberflächensyntaktischen Bedingungen, unter denen diese Unterschiede auftreten und entwirft Regeln, die entsprechende Oberflächenformen erzeugen. Der eigentliche Vergleich der Varietäten wird als Vergleich der grammatischen Regeln vorgenommen; das Fazit sind Aussagen wie „(1) BEV is a distinct system . . . in several important grammatical categories . . . (2) BEV extends many of the rules . . . (3) BEV shows its systematic character in a set of interrelations between rules of type 1 and 2 . . .“ (a. a. O., S. 61). Dem Vergleich von Regeln wird eine größere Aussagekraft zugetraut als dem direkten Vergleich der beobachteten Phänomene in einer informellen Sprache, der ja zunächst angestellt werden muß, damit die Regeln überhaupt formuliert werden können. Dieses Verfahren wird umso sinnvoller sein, je mehr die Regeln ‚erklären‘, je näher man also dem ursprünglichen Ziel der generativen Linguistik gekommen ist, eine Grammatik als ‚erklärungsstarke Theorie‘ zu schreiben.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob dieses Ziel überhaupt vernünftig ist, und gerade generative Arbeiten zur sprachlichen Variation zeigen die bestehenden Schwierigkeiten in aller Deutlichkeit, etwa wenn einerseits (wie in Loflin 1971) der Erklärungsgedanke bemüht wird, um zu zeigen, daß die Dialekte einer Sprache identische Tiefenstrukturen haben, andererseits (wie in Hausmann 1973) aber festgestellt wird, daß man die Erklärungskraft der Grammatik mindere, wenn man nicht verschiedene Tiefenstrukturen für verschiedene Dialekte annimmt. Es kommt uns aber hier nicht darauf an, auf solche Schwierigkeiten hinzuweisen, sondern klarzustellen, daß die ‚Erklärungskraft‘ der Grammatik bei dem skizzierten Vorgehen vorausgesetzt wird.

Der weitere Grund für die Verwendung generativer Grammatiken könnte sein, daß man Varietäten zu beschreiben und miteinander zu vergleichen hätte, bei denen wesentliche Unterschiede oberflächenstrukturell nicht in Erscheinung treten. Klein (a. a. O., S. 31 ff.) zitiert dazu ein Bei-

spiel von King, in dem der Verlust des anlautenden /h/ in englischen Wörtern wie *whip*, *what* mit einer Regel erklärt wird, die besagt, daß der Halbvokal [h] vor dem Halbvokal [w] gelöscht wird. Diese Regel wird der Grammatik  $R_1$  zugefügt, wodurch die Grammatik  $R_2$  entsteht.  $R_1$  und  $R_2$  beschreiben die Kompetenz des selben Sprechers bzw. der selben Sprechergruppe zu verschiedenen Zeiten. Die folgende Generation hört und lernt das anlautende /h/ nicht mehr. In ihrer Grammatik  $R_3$  fehlt daher die Lösungsregel wieder. In Hinsicht auf die Oberfläche unterscheiden sich die Varietäten mit den Grammatiken  $R_2$  und  $R_3$  nicht, wohl aber unterscheiden sich die Grammatiken. Eine Beschreibung des Sprachwandels, die derart stark auf den Regelbegriff fixiert ist, muß konsequenterweise den Regeln eine erklärende Kraft zuschreiben. Es wäre vollkommen absurd, die Regelformulierungen im vorliegenden Falle nur als bequeme Schreibweise anzusehen, denn da gäbe es kürzere und bequemere Formulierungen.

Werden nun Regeln oder Ableitungen in einer Varietätengrammatik probabilistisch bewertet, so wird man, wie gezeigt wurde, viele Regeln so umformulieren müssen, daß an sich ausdrückbare Generalisierungen verloren gehen. Im vorgeführten Beispiel aus dem Sprachwandel sind die Varietäten, die zu  $R_2$  und  $R_3$  gehören, sogar empirisch überhaupt nicht zu trennen, d. h. man kann hier aller Wahrscheinlichkeit nach keine Aussagen über die Wahrscheinlichkeitsindizes einiger Regeln machen. In den anderen Fällen entsteht ein Zielkonflikt; wenn es überhaupt noch einen Sinn haben soll, eine mit den in Abschnitt 3 genannten Mitteln ‚angepaßte‘ Varietätengrammatik als generative Grammatik anzusehen, muß man die sonst für die Einzelgrammatik vorgetragenen Argumente aufrecht erhalten können. Oder man muß darauf verzichten, die Regeln einer Varietätengrammatik so zu interpretieren, wie man es normalerweise für generative Grammatiken versucht. Es erscheint dagegen nicht möglich, von den Regeln ableitungsbewertender Grammatiken einfach anzunehmen, „[they] should, like other rules of generative grammar, be interpreted as part of individual competence“<sup>3</sup>.

Selbstverständlich können keinerlei stichhaltige Argumente dagegen vorgebracht werden, daß jemand seine Erkenntnisse über sprachliche Variation in Regelform niederschreibt. Die technischen Probleme scheinen aber nicht unerheblich zu sein, was u. a. darauf zurückzuführen ist, daß die generative Grammatik nicht als Oberflächengrammatik konzipiert wurde. Über die Form und Rechtfertigung von Oberflächenstrukturen

3) Cedergren/Sankoff 1974, p 335. Vgl. dazu auch Quasthoff, a. a. O., S. 12 ff.

hat man sich kaum Gedanken gemacht; Oberflächenstrukturen kamen nur als selbst kaum interessierendes Ergebnis von Ableitungen vor. Darüber hinaus wird sich bei einer bewußten Beschränkung auf Oberflächenstrukturen m. E. ein eingeschränkter und strengerer Begriff von Syntax für natürliche Sprachen durchsetzen, als er von der generativen Grammatik nahegelegt wird. Die noch nicht sehr umfangreichen aber auch nicht mehr ganz vereinzelt Erfahrungen mit Oberflächengrammatiken<sup>4</sup> deuten weiter darauf hin, daß ein großer Teil der formalen und methodischen Probleme, die in ‚Ableitungsgrammatiken‘ auftreten, ohne Erkenntnisverlust verschwinden.

## LITERATUR

- Cedergren, H. J. und D. Sankoff 1974: Variable rules: performance as a statistical reflection of competence. In: *Language* 50, p. 333—355.
- Hausmann, R. 1973: Underlying Representations in Dialectology. Papier vom Summer Meeting 1973 der LSA, Univ. of Michigan Ann Arbor.
- Klein, W. 1974: Variation in der Sprache. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung. Kronberg.
- Labov, W. 1972: Language in the Inner City. Studies in the Black English Vernacular. Philadelphia.
- Lieb, H.-H. (Hrsg.). 1975: Oberflächensyntax und Syntaktische Konstituentenstrukturen des Deutschen. Zwei Arbeitspapiere. LAB Berlin (West) 4.
- Loflin, M. 1971: Haben Negro Nonstandard und Standard Englisch die gleiche oder verschiedene Tiefenstrukturen? In: W. Klein und D. Wunderlich (Hrsg.): Aspekte der Soziolinguistik. Frankfurt/M. 1971, S. 209—229.
- Quasthoff, U. 1975: ‚Homogenität‘ vs. ‚Heterogenität‘ als Problem einer historischen Sprachwissenschaft. In: V. Ehrlich und P. Finke (Hrsg.): Beiträge zur Grammatik und Pragmatik. Kronberg 1975, S. 1—21.

---

4) Zusammengefaßt in Lieb 1975.